

Kleine Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **4 (1936-1937)**

Heft 10

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Staatsmänner des Übergangs

Napoleon und Talleyrand.

Bruno Wilhelm (O. S. B. Sarnen) weist in einer kurzen Studie über Napoleon I. in der Schweizer Rundschau (Nov. 1936) auf ein wichtiges Problem bei der Beurteilung führender Männer hin, nämlich auf deren Alter.

„Die Geschichte der Generäle Napoleons ist der Bericht frecher Ueberfälle, kühner Ueberraschungen, blitzschneller Entschlüsse, grosser Anpassungsmöglichkeit, blinden Drauflosgehens: alles Eigenschaften, die dem frischen Manne eigen sind“. „Am Tage von Jena war der Kaiser 37, Berthier 53, Bernadotte 43, Davoust 36, Soult, Lannes und Ney 37, Bessières und Mortier 38 und Murat 39, Durchschnitt 39,6 Jahre. — Der Herzog von Braunschweig war 71, Hohenlohe 61, Blücher 64 und Nollendorf 84, Durchschnitt 72,5 Jahre“. Die Bedeutung des Alters für die Handlungsweise gilt nicht nur für den Heerführer, sondern auch für den Staatsmann; es ist nicht nur das Lebensalter für die Führer-Kategorien von Bedeutung, sondern die ganze Konstitution, in psychischer wie physischer Hinsicht.

Die Komplexität der Veranlagung der handelnden politischen und militärischen Führer macht das politische „Calcul“ so schwierig und — ergibt die Ueberraschungen. — Immerhin kann man sagen, dass konservative Staaten die politische und militärische Leitung mehr erfahrenen, älteren Männern anvertrauen, während die auf Veränderung der Zustände ausgehenden politischen Gebilde das Alter zwischen 30 bis 50 bevorzugen. Der gleiche Vorgang ist in der wirtschaftlichen Sphäre zu beobachten.

Der **E r w e r b** wirtschaftlicher oder politischer Natur ist dem kräftigen Mannesalter eigen, die Erhaltung und gute Verwaltung dem Lebensabschnitt von 50 Jahren aufwärts. Wo beides gemischt ist und richtig verteilt, gedeihen Staat und Gewerbe. So verteidigte sich Grossbritannien gegen Napoleon, so baute es sein Weltreich auf, so entstanden die Nationalstaaten Italien und Preussen-Deutschland.

Da wo aber ein allzuerhaltender greisenhafter Machtwille einer Führung, die nicht abtreten will oder eine allzustürmische Energie eine Staats- oder Wirtschaftsleitung beherrscht, da kommt die Verwirrung, ja der Tumult, der die verschiedenste Form haben und das verschiedenste Ende nehmen kann.

Napoleon I musste notwendig scheitern, da er nur auf sein hochentwickeltes militärisches Talent und auf die kriegerische Kraft seiner Nation gestützt, sich vermessen hatte, die zivilisierte Welt herauszu-

fordern. Sein gewalttätiger gradliniger Sinn plante ein Imperium, wie es seiner Fantasie vorschwebte. Widerstände waren für ihn ganz einfach dazu da, um mit Gewalt gebrochen zu werden. Das war eine unzulässige Vereinfachung der Probleme. Denn schon im Jahre 1797, in welchem der Korse nach dem Falle Mantuas über die Ostalpen gegen Wien vorsties, erhoben sich die Bevölkerungen von Venetien, Tirol und Böhmen, sodass Napoleon in Gefahr kam, abgeschnitten zu werden und den Oesterreichern an Stelle der Lombardei und Niederlande die eigens hierzu eroberte Republik Venedig, Istrien und Dalmatien übergeben musste. Es war wie eine Vorahnung und das erste Zeichen, dass mit der Waffe nicht alles zu erreichen sei. Aber der politisch unbegabte Mensch übersieht solche Zeichen und klammert sich mit fanatischer Energie an seine sozusagen „technische“ Ueberlegenheit, als welche hier die virtuose Anwendung vollendeter militärischer Machtmittel erscheint.

Der berühmte Ausspruch Napoleons in Erfurt (1808) zu Goethe: „Die Politik ist das Schicksal“ ist der Stosseufzer des militärischen Technikers, der erkennt, dass er Krieg führen muss, Krieg und immer Krieg, bis die ganze Welt das Diktat des Imperators so hinnimmt, wie die bereits zertretenen Mächte, weil er die Dinge nicht politisch meistern kann. Es liegt Tragik darin, dass den grossen Soldaten sein militärisches Talent zum Herrn West-Europas gemacht hat und dass die hierdurch notwendige zwangsläufige Beschäftigung mit Politik kein Talent dazu erzeugen konnte. Grobe Worte, Faustschläge auf den Tisch und Stampfen mit Stiefeln und ähnliche Requisiten napoleonischer Verhandlungstaktik sind nur möglich den militärisch Unterlegenen und Schwächeren gegenüber, und Soldaten neigen in allen Zeiten hierzu. Wenn auch vorübergehende Klarheit eintritt, so kehrt doch ein solcher Mann im Handeln stets zum Gewohnten zurück.

Jener selbe Tag in Erfurt ruft die Gestalt des Staatsmannes und Diplomaten Talleyrand herauf. „Erfurt! Noch nie hat ein Name einen solchen Eindruck auf mich gemacht wie der Name dieser ausländischen Stadt. Ich kann nicht daran denken, ohne dass mich Furcht und Hoffnung zugleich bewegen; das Schicksal Europas und der Welt, die Zukunft der politischen Machtgestalten, ja vielleicht der europäischen Kultur, liegen in ihm beschlossen“. „So schrieb Talleyrand am Vorabend der Begegnung zwischen Napoleon und Alexander“. Duff Cooper, der jetzige britische Kriegsminister, setzt diese Aeusserung des grössten französischen Staatsmannes nach Richelieu an die Spitze eines Kapitels, das die bemerkenswerte Ueberschrift trägt: „Verrat“. (Duff Cooper: Inselverlag Leipzig 1934). Es ist der interessanteste Abschnitt in Coopers sensationellem Werk. In Erfurt bewies Talleyrand seinen politischen Weitblick und seine eminente politische Begabung, die den militärischen und organisatorischen Talenten des Kaisers ebenbürtig, ja überlegen waren. Mit tausend dokumentierten Einzelstrichen zeichnet Cooper das politische Wirken Talleyrands, das in seinen Grundgedanken von 1789 bis zu seinem Tode 1838 gleich bleibt, sich mit den wechselnden politischen Ge-

stalten und Situationen befasst und diese mit den Mitteln der Verhandlungskunst zu meistern versucht. Es ist das sehr problematische Erbe des zusammengebrochenen französischen Absolutismus und der ebenso zusammengebrochenen grossen Revolution, an dem Talleyrand seine Fähigkeiten erproben muss. Mit unseren heutigen Worten könnten wir seinen politischen Fundamentalgedanken als den des Rechtsstaates bezeichnen: Kontrollierte, im Gleichgewicht befindliche Gewalten im Innern und Gleichgewicht im äusseren Verhältnis der Staaten zueinander, wobei der Ausgleich der Schwierigkeiten unter ihnen durch Verhandlung zu erfolgen hat. —

In Erfurt wollte sich Napoleon freie Hand gegen Spanien von Kaiser Alexander von Russland erhandeln. Er erhielt diese „Freiheit“ nicht und ebensowenig die erbetene Hand der Schwester Alexanders. Dieses negative Ergebnis wurde durch Talleyrands Beratung des russischen Zaren bewirkt, war also gegen Napoleon „Verrat“. Talleyrand wollte durch die Ablehnung der „freien Hand gegen Spanien“ Napoleon veranlassen auf das spanische Abenteuer zu verzichten und die endlose Kriegführung beenden, da diese die dringend nötige Stabilisierung und Konsolidierung Frankreichs und Europas verunmöglichte. Trotz seines politischen Misserfolges in Erfurt lockte Napoleon die spanische Königsfamilie nach Bayonne und der französisch-spanische Krieg begann, der erst 1814 mit dem Einmarsch der Engländer in Bordeaux endete.

Coopers Buch ist in diesem wie auch in anderen Kapiteln ein Beitrag zur englischen Geschichte und zur englischen Haltung den kontinentalen Fragen gegenüber. Er schildert Englands Kontinental-Politik als auf dem gleichen Grundsatz beruhend, welchen wir oben als den fundamentalen Leitgedanken Talleyrands während seiner ganzen Tätigkeit genannt haben. So erscheint es wie eine logische Krönung von Talleyrands Leben, dass er das Frankreich des Bürgerkönigs im Greisenalter von 1830 bis 1834 als Botschafter in London vertritt. Und es ist kein Zweifel, dass es die Aktualität dieses Gedankens ist, der dem erwähnten Buche des britischen Staatsmannes die Frische und Farbe gibt. —

Charles Maurice Fürst von Talleyrand-Perigord, 1789 Bischof von Autun, in dieser Eigenschaft ein Opfer des Familienehrgeizes, der den durch Unfall Verkrüppelten seiner Erstgeburtsrechte beraubte und in die geistliche Laufbahn zwang, war ein Freund des Grafen Mirabeau. Dieser nennt in zahlreichen Briefen und sonstigen Schriftstücken die damals geltende Herrschaftsform nicht „Absolutismus“ sondern noch ein wenig schärfer „Despotismus“. Diese beiden Vertreter des französischen Adels sehen die dringenden praktischen Aufgaben in der Schaffung „konstitutioneller“ Staatseinrichtungen, Finanzreform und -Kontrolle, Förderung des Handels und Sozialreform. Ebenso sehr Europäer wie Franzose, war er davon überzeugt, dass weder dem Wohle Frankreichs noch dem Wohle Europas gedient sei, wenn der ganze Erdteil unter den Willen eines einzigen Menschen gezwungen wurde — auch dann nicht, wenn dieser Mensch der Kaiser der Franzosen war.

Als sechsundsiebzigjähriger Greis konnte endlich Talleyrand in London eine französisch-englische Kooperation in der sehr wesentlichen belgischen Frage durchführen; auch hier ist in der Darstellung Coopers das aktuelle politische Interesse sichtbar an einer gemeinsamen französisch-belgischen Arbeit in Europa.

Heute erleben wir die letzte mögliche Steigerung ja Uebersteigerung des nationalstaatlichen Gedankens. Er ist in der Geschichte Europas noch ziemlich jung. Ansätze sind zwar schon im 15. Jahrhundert nachweisbar, erst das 19. Jahrhundert arbeitete ihn schärfer heraus. Aber noch Richelieus Wirken geschah im Zeichen der Dynastie, er einte die französische Nation, um sie einem Despoten zu Füßen zu legen, d. h. einem Herrscher, der über den Staat wie über privates Eigentum verfügte. Der französische Staat des Armand-Jean du Plessis Cardinal Richelieu ist das Ende des christlichen Universalismus und das Ende der freien Persönlichkeit, (jeder Franzose wird „Untertan“), es entsteht die „fensterlose Monade“, als welche Carl J. Burckhardt das Staatsgefüge der beginnenden „Neuen Religion des Patriotismus“ zu Recht kennzeichnet.

Der Gegenstoss erfolgt im 18. Jahrhundert; der Persönlichkeit wird wieder eine Befreiung wie im 15. Jahrhundert in der italienischen „Renaissance“ zuteil. Die Nation, begriffen als Summe von freien Individuen, wird gegen den absoluten Herrscher gestellt. Erst die „Cordeliers“ und die „Jacobins“, Danton und Robespierre machen aus der Nation den mythischen Begriff, als der er in der staatsrechtlichen Literatur jener kurzen schrecklichen Epoche lebte. Dieser „vergotteten“ Nation werden die Hekatomben von Menschen geschlachtet. Scheinbar in ihrem Namen führt der Korse zum ersten Male in der europäischen Geschichte statt kleiner Heereskörper die Massen-Armeen zu Kampf und Hunderttausende in den Tod. — Aber ein Napoleon-Mythus bleibt, der Aufstieg vom Leutnant zum Kaiser fasziniert.

Napoleon hat nie aus den Folgen seiner Fehler gelernt, obwohl er oft denselben Fehler wiederholte. Noch auf St. Helena ist seine ganze Betrachtungsweise des Vergangenen rein „technisch“ eingestellt: jener General hat jene Weisung nicht befolgt, der war ein Verräter und so fort. Nirgends die Einsicht in den entscheidenden politischen Fehler, dass man nicht auf die Dauer gegen die ganze zivilisierte Welt kämpfen kann, und dass er somit mit der ganzen genialen Tatkraft seiner Jugend und Mannesjahre nichts anderes sein konnte als der Uebergang aus dem Chaos der Revolution in eine neue Ordnung, die im Zeichen der Legitimität stand. Talleyrand kann man als den Staatsmann bezeichnen, der dieser Politik des Wiener Kongresses noch zum europäischen Erfolg verhalf. Unsere Epoche — die im Zeichen der Ueberspannung der von Richelieu eingeleiteten so konfliktreichen Politik der „fensterlosen Monade“ steht — schälte aus dem Legitimitäts-Begriff die Idee des Rechtes heraus, die der Staatsmänner harrt, welche sie unter den unendlichen Wechselfällen der Tagespolitik im geeigneten Augenblick realisieren.

Paul Schmitt.

Die Briefe Richard Wagners an Judith Gautier

*Mit einer Einleitung: „Die Freundschaft Richard Wagners mit Judith Gautier“
Herausgegeben von Willy Schuh. Mit acht Bildtafeln, Rotapfel-Verlag Erlenschbach-Zürich und Leipzig.*

Die Lektüre der vorliegenden Publikation erweckt geteilte Gefühle. Man kann einerseits der Meinung des Herausgebers dieser Briefe beipflichten, dass eine bisher so wenig beachtete, ja oft ausser Acht gelassene Episode im Leben Wagners, wie sie die leidenschaftliche Freundschaft des alternden Mannes für die junge Pariserin, der Tochter Théophile Gautiers, darstellt, endlich die ihr zukommende Berücksichtigung zu erfahren hätte. Andererseits lässt sich nicht übersehen, dass die hier mitgeteilten Zeugnisse dieses Verhältnisses mit wenigen Ausnahmen kaum sehr bedeutend genannt werden können. Sie werfen wohl ein scharfes, ja mitunter grelles Licht auf gewisse Eigentümlichkeiten Wagners, die sie indessen allzusehr auf einer ausschliesslich privaten Seite berühren, als dass ihre Kenntnis in einem allgemeineren Sinne ein Gewinn zu nennen wäre. Es taucht hier die alte Streitfrage wieder auf, inwiefern es überhaupt gestattet sein kann, derartige, höchst persönliche Dokumente einem weiteren Leserkreise zugänglich zu machen, und wenn man ihre Beantwortung vom Werte solcher Stücke abhängen lassen muss, so kann man sich in der Tat darüber unterhalten, ob die Verdeutschung und neuerliche Veröffentlichung dieser Briefe — eine, nach den Mitteilungen des Herausgebers zwar nicht durchaus zuverlässige Ausgabe in der französischen Originalgestalt liess Tiersot 1935 erscheinen — eine unbedingte Notwendigkeit war. Der Herausgeber hat sich mit dieser Frage auch auseinandergesetzt; er kommt zu dem Schlusse, dass, angesichts der Merkwürdigkeit des Gegenstandes, „Bedenken gegen die Veröffentlichung und Kommentierung von Dokumenten so intimen Charakters zurücktreten müssen“. Denn es handle sich nicht darum, „Menschlich-Allzumenschliches... auszubreiten, sondern darum, den gesteigerten Gefühlszustand sichtbar zu machen, dessen Wagner bedurfte, um den inneren Antrieb zu neuem Schaffen zu gewinnen“.

Allein diese Rechtfertigung nimmt zu sehr nur Bezug auf das psychologische Phänomen Wagner, zu wenig dagegen auf die künstlerische Erscheinung — der doch unter den gegebenen Umständen die ausschliessliche und eigentliche Bedeutung zukommen müsste — um völlig überzeugend zu wirken. Wir übersehen dabei keineswegs, dass bei Wagner, ausgeprägter vielleicht als bei irgend einem anderen Falle, die besondere psychische Konstitution entscheidenden Einfluss auf die Ausbildung der künstlerischen Persönlichkeit hatte und dass daher, wenn ein Bild von der letzteren gewonnen werden soll, die erstere nicht unerwähnt bleiben kann. Dennoch scheint uns die Mitteilung von solchen, zur Hauptsache nur psychologisch merkwürdigen Dokumenten solange doch Gefahren in sich zu bergen, denen der Künstler Wagner nicht un-

gestraft ausgesetzt wird, als über die Natur und Wirkungsweise dieser geheimen Beziehungen keine genügende Klarheit herrscht. Auch der Herausgeber befasst sich weiter nicht mit ihnen; er begnügt sich, auf ihr Bestehen hinzuweisen, unterlässt es aber, dem uneingeweihten Leser, sei es denn auch nur mit Andeutungen, den Weg zu zeigen, der ihn mit dem tieferen Sinne dieser Briefe bekannt machen könnte. Das fällt um so mehr ins Gewicht, als dieser Weg auch für den Kundigen nicht immer leicht zu finden ist. Man fragt sich, welcher Gewinn bei solchen Voraussetzungen dem Leser zuteil werden kann, wenn er z. B. erfährt, dass der „Parsival“ nur unter Verbrauch eines nicht unbedeutlichen Quantum von kostbaren Parfüms, Bade-Essenzen, Seidentuch usw. entstehen konnte, zu deren Beschaffung die geliebte Pariser Freundin immer wieder dringend und umständlich um Rat und Tat gefragt wird. Ob dieses Stück „harmlos-unheimlicher Künstlerpathologie“, wie Thomas Mann es nennt, wirklich so harmlos ist, um die Erscheinung Richard Wagners „weder grösser noch kleiner“ zu machen, wie der Herausgeber glaubt? Wir wagen es solange zu bezweifeln und den ungünstigeren Fall für wahrscheinlicher zu erachten, als nicht zugleich auch der Masstab gegeben wird, an dem diese Dinge zu messen sind.

Der Wert der psychologischen Aufschlüsse, die diese Briefe geben können, ist gewiss nicht zu unterschätzen. Aber auch nicht zu überschätzen: denn etwas Besonderes und Neues erfährt der mit Wagner genauer bekannte Leser nicht. Sie bezeugen, wiewohl in kaum mehr zu überbietender Unzweideutigkeit, einmal mehr, dass Wagner bedeutender Anregungen psychischer und materieller Art bedurfte, um schöpferisch tätig sein zu können. Mag diese Tatsache im Hinblick auf seine Beziehungen zu Judith Gautier bisher auch zu wenig bemerkt worden sein, so ist sie doch in anderen Fällen oft genug hervorgehoben worden. Ein ungewohntes Licht verbreitet sie um die Gestalt des Bayreuther Dichter-Komponisten also keineswegs; Judith Gautier gehört demnach durchaus in die Reihe jener Menschen, deren Ergebenheit Wagner brauchte, um sich das Gefühl persönlicher Ueberlegenheit, ohne das sich der „schöpferische Rausch“ nicht einstellen wollte, zu verschaffen und die er, verbraucht oder sonstwie zu diesem Zwecke als ungeeignet befunden, wieder fallen liess. Das eigentümliche Verblässen dieses Freundschaftsverhältnisses, als dessen äussere Ursache eine neue Verbindung Judith Gautiers anzuführen ist, deren innere Ursache aber zweifellos in der besonderen Charakterkonstitution Wagners gesucht werden muss, besitzt in dieser Hinsicht symptomatischen Wert. Judith Gautier mag also fürderhin nicht mehr aus dem Lebensbilde Wagners wegzudenken sein, wie der Herausgeber betont; aber einen neuen Zug fügt sie ihm dennoch nicht bei.

Erhard Ermatinger.

Zwei Bücher von Wilhelm Hausenstein

Wilhelm Hausenstein: „Buch einer Kindheit“ / „Wanderungen auf den Spuren der Zeit“, Societäts-Verlag, Frankfurt.

In der letzten Zeit sind zwei Bücher von Wilhelm Hausenstein herausgekommen, die man miteinander vergleichen kann, weil sie, auf verschiedenen Gebieten, doch der Ausdruck der gleichen geistigen, menschlichen, künstlerischen Haltung sind. Wir meinen seine „Wanderungen auf den Spuren der Zeit“ und sein „Buch einer Kindheit“. Die „Wanderungen auf den Spuren der Zeit“ sind vor einem Jahr erschienen, das „Buch einer Kindheit“ ist vor einigen Wochen herausgekommen. Die „Wanderungen“ sind ein Reisebuch. Mit Liebe und Meisterschaft ist darin deutsche und schweizerische Landschaft geschildert, ist das Bildnis der Städte, Dörfer, Architekturen, Kunstwerke gegeben. Das „Buch einer Kindheit“ vereinigt zehn Jugendnovellen. Mit beiden Büchern ist die Spannweite der schriftstellerischen Begabung Wilhelm Hausensteins angegeben, in die sich auch seine Werke einfügen. In seiner geistigen Entwicklung spiegelt sich in einem grossen Ausmass die geistige Entwicklung der Zeit; sie ist in einem ebenso starken Ausmass die organische Entwicklung einer reichen geistigen und künstlerischen Persönlichkeit vom Spezialistentum zur Darstellung des Lebens in seiner ganzen Fülle. Was seine beiden letzten Bücher anbetrifft: sie sind auf eine mustergültige Art und Weise Rückschau. Beide stellen „Wanderungen auf den Spuren der Zeit“ dar. Sie sind scheinbar für den Tag und die Stunde geschrieben; sie sind, wenn man so will, Gelegenheitsarbeit. Aber immer sind sie mit dem Blick auf ein Ganzes gestaltet, das in jedem Augenblick gegenwärtig bleibt und auch sichtbar wird.

Dieser Schriftsteller spricht von Dörfern, Städten, Landschaften, Kunstwerken nicht anders als von der Jugend und den Gestalten und Erlebnissen, die sie bestimmt haben. Er verwandelt alles zuerst in die gleiche Substanz, der er aus der selben ursprünglichen Kraft heraus Leben gibt. In beiden Werken ist der Stil bis in die geheimste Struktur hinein gleich. Er ist überall von einer fast schmerzhaften Wachheit. Seine Sprache liegt über den blossen Nerven; sie ist in ihrem ganzen Ausmass nach dem Leben hin offen; sie ist nervös und diszipliniert; sie ist klar und beweglich, sinnlich und reflektiert; sie ist spontan und enthält zugleich auch einen gewissen Manierismus, der aber immer so sehr mit der gesamten Haltung verbunden bleibt, dass man ihn wiederum als ein Merkmal dieses Stils geniesst. Wir kennen keinen andern Schriftsteller, der zugleich Kunsthistoriker und Epiker ist, bei dem man so zwanglos vom einen zum andern Werk übergehen kann. In jedem Augenblick erweist das eine Buch die Berechtigung des andern, führt das eine zum andern hin. Dieser Schriftsteller zeigt, dass von allen Orten des Lebens der Weg an die Quellen und zum Reichtum möglich ist, weil überhaupt alles Ausdruck dieses Gehalts und dieser Fülle ist. Im gestalteten Leben steht der Teil für das Ganze. So auch

in den Geschichten aus der Kindheit. Sie sind als aussergewöhnlich schöne und innige Fragmente einer Autobiographie zu betrachten. Es ist, als sei sie in diesem Buch nur gerade für ein paar Stellen entworfen. Sie greifen in einen herrlichen Stoff hinein, und sie gestalten ihn mit einer solchen Bildkraft, dass sie den autobiographischen Charakter verlieren, dass sie zur Darstellung des frühreifen und sensiblen Kindes überhaupt werden. Sie machen das Wort wahr, dass jede Jugend ein Märchen ist. Alle diese Geschichten spielen sich in einer wirklichen Landschaft ab. Es ist zum Teil die Landschaft, die in den „Wanderungen auf den Spuren der Zeit“ geschildert ist. Manchmal, und oft an Stellen, wo nicht einmal besonders von ihr gesprochen wird, aus einer Frage, aus einer Antwort, aus scheinbar belanglosen Sätzen ersteht sie mit einer solchen Deutlichkeit, dass der Leser glaubt, sie sogar kartographisch aufzeichnen zu können. Jeder Mensch, der durch sein Leben eine Jugendlandschaft mitnehmen kann, ist reich und bleibt es. Diese Tatsache gilt vor allem auch für den Schriftsteller. Vor dem Werk von Hausenstein wird man daran erinnert. Vielleicht auch darum, weil er sich ihrer im Verlauf seines Lebens bewusst geworden ist. Die Landschaft, in der sich diese Jugendgeschichten abspielen, ist eine Landschaft mit Wiesen und Hügeln, mit kleinen reizenden Städten und Dörfern, mit sehr viel Wald, der bis nahe an die Häuser heranreicht und bis in die Stuben hinein duftet, mit vielen Strassen und Wegen, in der die Menschen und Gegenstände in einer klaren, verzauberten Luft stehen und unter einem unendlich weiten Himmel; eine Landschaft, in der die Jahreszeiten, die sie jedesmal verwandeln, doch wieder ein unwandelbares Gesicht haben, als seien sie nicht eigentliche Jahreszeiten, sondern herrliche Jahreszeitenbilder. Welches begnadete Auge zeigt sich darin — und welche disziplinierte Differenzierung. Wir können uns denken, dass Wilhelm Hausenstein in der gleichen Art, in der er sein „Buch einer Kindheit“ geschrieben hat, nun auch noch ein zweites und ein drittes Buch schreiben kann, wie sein Freund Hans Carossa: ein Buch, das die Jahre zwischen zwölf und zwanzig gestaltet, in denen aus dem Kind der Jüngling ersteht, ein anderes Buch, in dem die reifen Jahre des Schriftstellers geschildert sind. Denn Wilhelm Hausenstein besitzt die notwendige Sicherheit und den notwendigen Takt zu dieser Aufgabe, und sein Leben ist reich an Substanz und an äusserer Welt, ist reich an Gehalt und Begegnung. Und wie sehr fehlen bis heute in der deutschen Literatur gerade die bedeutenden Erinnerungsbücher, aus denen (mehr als aus andern Werken) die besondere, einmalige Atmosphäre einer Zeit zu erstehen vermag, aus der heraus die Ereignisse, die sie nach aussen hin und geschichtlich bestimmen, erst richtig verstanden werden können.

Gotthard Jedlicka.

Ein Lesebuch zur Heimatkunde

Hans Wälti: Die Schweiz in Lebensbildern, Bd. I-V, Verlag Sauerländer, Aarau

Hans Wälti, ein Lehrer in Wallisellen, erweist unserm Lande einen grossen Dienst. Seit 1928 ist er unermüdlich an der Arbeit, zunächst der schweizerischen Lehrerschaft „Ein Lesebuch zur Heimatkunde für Schweizerschulen“ vorzulegen. Sollen unsere Kinder an der Schweizer Geographie Freude haben, dann muss der Lehrer aus dem Vollen schöpfen, dann muss er an den Quellen des heimatlichen Lebens stehen und seine Schüler zu ihnen hinführen können. Die Lesebücher der Volksschulstufe aber enthalten einen viel zu geringen Begleitstoff für den Heimatkundunterricht. Diesem Mangel nun möchte Wälti durch sein Werk „Die Schweiz in Lebensbildern“ begegnen, und er hat ihm auch schon weitgehend abgeholfen.

Denn schon sind fünf Bände dieses Werks erschienen. Der erste Band beschränkt sich auf die Gebiete Tessin, Graubünden und Glarus, der zweite auf die Innerschweiz mit Luzern und Zug, der dritte, vierte und fünfte behandelt der Reihe nach das Wallis, Bern und Zürich. Die Illustrationen sämtlicher Bände verdienen höchste Auszeichnung; denn sie illustrieren wirklich, was sie sollen.

Was ist nun der Inhalt dieser Bände? Hans Wälti ist in erster Linie umsichtiger Sammler und sorgfältig erwägender Herausgeber. Aus den jeweiligen Verzeichnissen der benützten Literatur geht hervor, dass er sich seine Arbeit nicht leicht gemacht hat. Schriftsteller, Lokalhistoriker und Geographen werden dem jeweiligen Ganzen dienstbar gemacht. Wo eine Lücke besteht, da springt der Herausgeber selbst ein. Keine Landschaft, kein Stand, keine menschliche Tätigkeit, Beziehung oder Eigenart bleibt ausser Betracht.

Was der Herausgeber bezweckte, ist ihm vollauf gelungen. Der Lehrer ist nicht mehr auf blosse Leitfadendenkenntnisse angewiesen, wenn er die Gebiete der fünf Bände behandeln soll. Geographie wird zur Unterhaltung, Belehrung wird interessant, die Quellen springen, die Flüsse fliessen, die Berge erheben sich, die Menschen bewegen sich, die Werke arbeiten — das Land lebt.

Indem Wälti die immer wieder geforderte Verlebendigung des „Stoffes“ verwirklicht hat, darf er den Anspruch erheben, dass diese Bände auch ausserhalb der Schulstube von Eltern und Erwachsenen gelesen werden. Denn Geographie im schönsten und umfassendsten Sinne des Wortes ist kein blosses Fach und ist mehr als blosses Wissen, nämlich Erkenntnis, Verständnis, Philosophie des Alltags. Es gibt nichts auf dieser Welt, was nicht innerhalb der richtig verstandenen Geographie läge. Und Erkenntnisse zu sammeln, durch Vergleichen zum Verstehen zu gelangen, durch Nachdenken Einsicht zu gewinnen und durch Betrachten still und andächtig zu werden — dafür ist ein Mensch nie zu alt.

Hermann Hiltbrunner.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier
Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A. G. Zürich, Akazienstr. 8, Tel. 45.855
Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil
